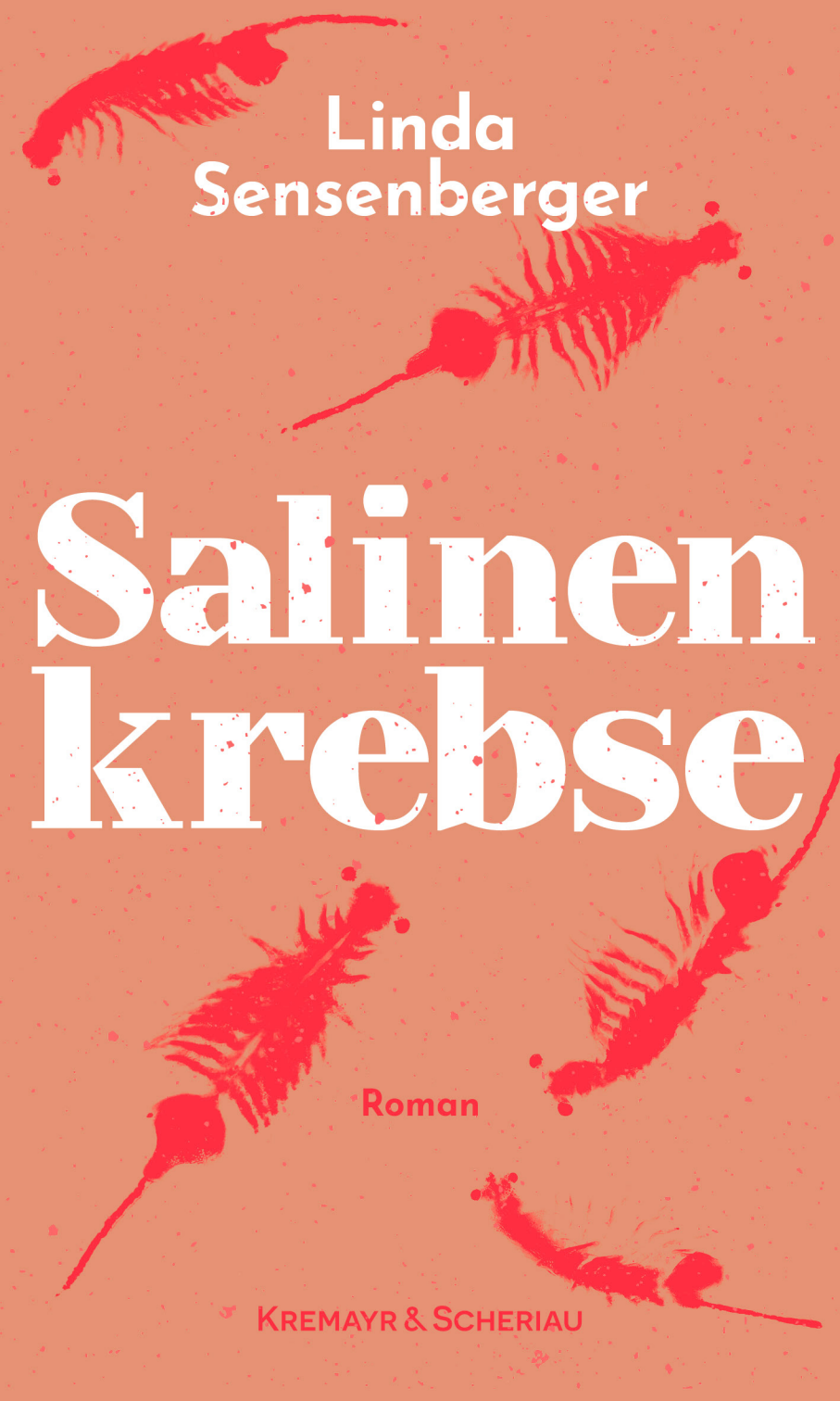




Linda
Sensenberger

Salinen krebse

Roman

KREMAJR & SCHERIAU



Linda Sensenberger

SALINENKREBSE

Roman

KREMAJR & SCHERIAU

© Kremayr & Scheriau 2026

Bitte beachten Sie die Sperrfrist bis 6. Oktober 2026!

I would rather feel this world through the skin of a child

– AURORA: *Through the Eyes of a Child*

bist du noch wach?

glaube schon

Die Blätter am Baum bewegen sich wie in Zeitlupe durch die Brise vor meinem Fenster. Klassische Musik füllt leise das Zimmer.

frieda?

Ich mag es, nachts wach zu sein. Wenn die anderen schlafen. Alles ist ruhiger, friedlicher. Langsam. Ein Vogel fliegt durch das Licht der Straßenlaterne und verschwindet wieder in der Dunkelheit.

Fliegen ist unglaublich energieraubend. Um fliegen zu können, haben Vögel einen besonderen Körperbau, ein geringes Gewicht und einen außerordentlichen Stoffwechsel. In ihre stark entwickelte Brustmuskulatur, die der Steuerung der Flügel dient, ist das Herz eingebettet.

ja?

Das Herz versorgt die Muskeln mit Sauerstoff und Nährstoffen. Das Herz eines Vogels ist größer als das Herz eines Säugetieres vergleichbarer Größe.

Vögel haben ein besonders großes Herz, um fliegen zu können.

ich glaube, wenn du irgendwann stirbst
und wenn es reinkarnation gibt und wenn man
dann ein tier wird, ich glaube, dann wirst du ein vogel

okay..?

Frieda weiß vermutlich nicht viel über Vögel.

Dass die Federn eines Vogels mehr wiegen als seine Knochen und dass Vögel keine Zähne haben, obwohl das eigentlich logisch ist; dass es Vögeleier mit neun Eigelben gibt und dass sie ein besonders großes Herz haben, welches im Flug tausend Mal pro Minute schlägt.

Aber das ist okay.

also, nicht dass du bald sterben würdest

das will ich hoffen

frieda?

ich bin echt müde schatz

Die Straßenlaterne auf der gegenüberliegenden Seite flackert.

Leise höre ich Regen auf die Dächer fallen.

ich hab dich lieb will!

Wenn ich will, kann ich mir einbilden, meine Mutter im Zimmer nebenan atmen zu hören. Aber wenn ich will, kann ich mir einiges einbilden.

Ich kann mir einbilden, mehr Freund*innen als nur Frieda oder ungetrennte Eltern zu haben oder morgen nicht zur Psychiaterin zu müssen.

Als die letzten Töne gespielt sind, schalte ich das Handy aus und mache Licht an, um mich umzuziehen.

Im Spiegel betrachte ich meinen Pony, meine dunkelblonden, welligen Haare, die mir ungefähr bis zur Brust reichen, ich betrachte meine hellen Augenbrauen, die sich in der Mitte beinahe berühren. Ich blicke mir selbst in die Augen, braun und groß und tief, ich betrachte meine Nase, die kleinen Grübchen und meinen Mund.

Zarte Lippen, oder dünne Lippen, blassrosa und schmal. Mein langer Hals, Schultern, Schlüsselbeine. Brust. Bauch.

Ich zucke zusammen. Schließe die Augen und habe die Stimme meiner Therapeutin im Ohr. *Betrachte deinen ganzen Körper, Will, scanne ihn von Kopf bis Fuß. Schenke jedem Körperteil gleich viel Aufmerksamkeit, ohne ihn zu bewerten. Verharre nicht an deinem Bauch, dem Po, an den Oberschenkeln. Lass deinen Blick schweifen. Nichts ist besser oder schlechter.*

Ich öffne die Augen und starre auf meinen Bauch. Atme länger aus als ein. Flach und rund und voll und leer. Schnell schaue ich zu meinen Armen, zuerst die Oberarme, dann die Unterarme. Meine Finger sind lang, an den kurzen Nägeln schälen sich Reste des schwarzen Nagellacks ab.

Bevor mein Blick zu den Oberschenkeln wandern kann, drehe ich mich um und schalte das Licht ab.

Ich wache auf, weil ich friere. Butters toastduft und Milchkafeeeluft finden mich auch unter der Bettdecke noch.

Ich vergrabe meinen Kopf darin, höre meinen Atem, ein, aus, ein und aus.

Unten in der Küche scheppert Geschirr. Als würde Eloise Butters toastluft und Milchkafeeduft aus dem Raum fegen wollen.

Ich krieche tiefer in die Decke. Kein Geschirrgeklapper, keine Sonne, die durch die Jalousien blinzelt und meine Wimpern kitzelt. Nur ein und aus, ein und aus, und ein leiser Herzschlag, bumm, bu-bumm, bumm.

Du kannst nicht ewig im Bett liegen, Will.

Steh auf!

Faulsack.

Es ist unglaublich laut.

Du bist ekelhaft.

Ekelhaft!

Ekelhaft, ekelhaft, ekelhaft.

Je länger das Wort durch mein Gehirn jagt, desto absurder klingt es.

Mein Kopf schmerzt. Die Stimme rast und schreit, viel lauter, als das Geschirr in der Spüle jemals klirren könnte. Ich schlüpfe aus der Decke und steige aus dem Bett.

Ziehe mich um, ohne einen Blick in den Spiegel zu werfen und ohne an mir hinunterzusehen.

Der Schlaf hat mir winzige Körnchen in die Augen gelegt. Nachdem ich meine Zähne geputzt, die Haare gekämmt und das Gesicht mit kaltem, eiskaltem Wasser gewaschen habe, schreibe ich auf die Rückseite eines Einkaufszettels:

bin bei dr f. komme um ca halb zwei wieder. ihr braucht mir nichts zu essen übriglassen, habe mir selbst gekocht.

Trinkflasche, Notizbuch, Stift, Kopfhörer, Handy, Geldbeutel und eine Schachtel Kaugummi lege ich in meine

Tasche aus Stoff. Den Zettel schiebe ich durch den Türspalt des Zimmers meiner Mutter und schließe hinter mir die Wohnungstür.

Die Luft ist kalt und frisch. Tau bedeckt das Gras.

Im Sommer vermisse ich den Winter, aber im Winter vergesse ich, wie sehr ich ihn liebe.

Während ich zur Straßenbahn laufe, denke ich an die Winter damals, als Frieda und ich Schneemänner bauten und Iglus und uns gegenseitig mit dem Schlitten durch den Garten zogen, bis unsere Lippen rissig und die Augen müde waren.

Obwohl es schon März ist, ist der Schnee noch nicht geschmolzen, graubraun und schmutzig liegt er an den Rändern der Häuser und Straßen. Ich nehme die nächste Bahn und setze meine Kopfhörer auf.

Mit der Musik in meinen Ohren bewegen sich die Menschen in der Straßenbahn wie in einem Film. Münder, die sich zu einem Lachen öffnen, gestikulierende Hände, rollende Augen, Gedränge und Entschuldigungen.

Ich stelle mir vor, es wären meine Hände. Meine Hände, die über das Klavier fliegen, Melodien zaubern, verzaubern.

Ich habe mich nie getraut, ein Instrument zu lernen. Vielleicht wäre ich nicht gut genug. Ich will die Musik nicht verunzieren.

Verunzieren, das ist ein schönes Wort. Fast wie Musik.

Ich hasse Kliniken.

Vielleicht liegt es daran, dass ich zu lange Zeit darin verbracht habe, dass ich dort zu viele Dinge erlebt habe, die ich lieber nicht erlebt hätte.

Als ich ankomme und vor dem großen Gebäude stehe, zittern meine Hände.

Viersiebenacht, viersiebenacht. Atmen. Vier Sekunden ein, sieben Sekunden halten, acht Sekunden aus. Vier Sekunden ein. Immer weiter atmen.

Ellen, meine Therapeutin, wäre stolz auf mich.

Irgendwann bin ich ruhiger.

Ich gehe durch die Drehtür, melde mich an und laufe zu Dr. Fritzsches Station.

Die Wände sind zu weiß, so weiß, dass es schmerzt, wenn man zu lange darauf starrt. Im Wartezimmer liegen Zeitschriften, *Glücklich ohne Kinder, Gefangen in der Ehe-Hölle, Abnehmen ohne Hunger*.

Ich greife zu einer Zeitung über Digitalfotografie.

Fotografie stammt aus dem Altgriechischen und setzt sich aus *phōs*, was Licht bedeutet, und *gráphein*, was schreiben heißt oder zeichnen, zusammen.

Lichtzeichnen.

»Wilhelmine May, bitte.«

Ich fahre auf, als Dr. Fritzsche ihren Kopf aus dem Zimmer steckt und mich mit einer Handbewegung zu sich holt.

»Nehmen Sie Platz, Frau May.«

Ich setze mich auf das Sofa, das groß genug für eine ganze Familie ist.

»Machen Sie es sich ruhig gemütlich.«

Ich mache mich so schmal wie möglich und rutsche an den Rand der Couch.

Sie sieht mich an und lächelt, ganz leicht.

Genauso leicht lächle ich zurück und schaue wieder auf

meine Hände, die in meinem Schoß auf der Umhängetasche liegen und immer noch zittern.

»Wie geht es Ihnen, Frau May?«

Ich schließe kurz die Augen, nur so lange, dass es aussieht, als würde ich ein paar Momente länger blinzeln. Ich hebe die Schultern.

»Ganz gut, denke ich?«

Dr. Fritzsche sieht mich an, und obwohl ich auf den Boden schaue, merke ich, dass sie die Lippen aufeinanderpresst.

»Sie können ehrlich zu mir sein. Sie *müssen* ehrlich zu mir sein, Frau May. Sonst kann ich Ihnen nicht helfen.«

»Ich denke ...« Mein Blick ist immer noch nach unten gerichtet. Schwarze, kurze Haare liegen dort, sieht aus wie Hundehaar, hat Dr. Fritzsche einen Hund?

»Ich denke, es geht mir ganz gut.«

Sie atmet aus, vielleicht muss sie auch Atemübungen machen, um nicht die Geduld zu verlieren, um ruhig zu bleiben und um freundlich zu sein.

»Ihre Therapeutin hat mir etwas anderes gesagt, Frau May. Sie wissen doch, dass ich nur das Beste für Sie will und möchte, dass es Ihnen besser geht. Was meiner Meinung nach am sinnvollsten wäre, wäre ein erneuter stationärer Aufenthalt. Was denken Sie darüber?«

Unter mir beginnt sich der Boden zu drehen, oder vielleicht beginne ich mich zu drehen, ich denke an früher, als ich mit Frieda Karussell gefahren bin, am Jahrmarkt, und Gruselbahn, heißt das überhaupt Gruselbahn? Geisterbahn, Geisterbahn, Gruselbahn wäre auch ziemlich falsch, weil man sich nämlich nicht gruselt. Ich höre Vivaldis Sommer in meinem Kopf, doppelt so laut und fünfmal so schnell, mindestens, ich atme, aber nicht vier-siebenacht, eher einszweieins.

»Frau Janssen meinte, dass Sie wieder mehr Schwierigkeiten haben, Ihre Emotionen zu regulieren, stimmt das?«

Ich frage mich, ob Ellen wirklich »Schwierigkeiten, Emotionen zu regulieren« gesagt hat.

»Außerdem dürfte es Ihnen schwerfallen, Ihre Medikamente regelmäßig einzunehmen. Woran liegt das, Frau May?«

Geisterbahnen sind dazu da, Menschen zu erschrecken. Obwohl Erschrecken ein Schutzmechanismus des Körpers ist, werden der Reiz und die Faszination, sich eigenen Ängsten zu stellen, zum Beispiel der Angst vor dem Unbekannten, im Gehirn als Vergnügen empfunden. Der kurze Schreck, der dabei entsteht, ist eine reflexartige Reaktion auf laute, plötzliche Geräusche oder unerwartete Berührungen.

»Ich verstehe, dass Sie einen weiteren Aufenthalt vermeiden möchten, Frau May. Aber ich mache mir Sorgen um Sie.«

Wie ein Kick, in dem aus Nervosität Angst wird, bevor diese im Moment des Auslösens kulminiert und mit Erleichterung endet.

»Es wäre auch nur für ein paar Wochen. Bis Sie wieder einen geordneten Tagesrhythmus haben, in dem die Medikamente ein selbstverständlicher Teil Ihrer Routine sind und Sie gemeinsam mit den Ärzten alternative, funktionale Skills ausgearbeitet haben, mit denen Sie Ihre Gefühle wieder besser in den Griff bekommen.«

Gefühle besser in den Griff bekommen.

Funktionale Skills.

Geordneter Tagesrhythmus.

Ich taste in der Tasche, die auf meinem Schoß liegt, nach dem Handy.

»Mama?«

Das Telefon ans Ohr gepresst sage ich leise zu Dr. Fritzsche: »Tut mir leid, meine Mutter braucht irgendwas. Es ist echt dringend.«

Sie deutet mit der Hand zur Tür und nickt mir zu.

Ich stehe auf, gehe hinaus, schließe die Tür hinter mir, während ich zusammenhangslose Wörter ins Telefon nuschle.

Ich werfe das Handy zurück in die Tasche und laufe.

An den weißen Wänden vorbei und durch die Flure, die nach krank und traurig und einsam riechen.

An den Zimmern vorbei, in denen kranke und traurige und einsame Menschen liegen und über den glatten glatten Boden.

Draußen lässt die Sonne den Tau verschwinden.

In der **Straßenbahn** drängen die Menschen. Drängen sich zusammen und drängen sich auseinander, brauchen Platz und schaffen Platz, steigen ein und steigen aus.

Ich möchte dem Jungen vor mir durch die Haare streichen, durch die kurzen, dunklen Stoppeln, vielleicht, wenn ich sie nur lange genug berührte, würde meine Hand zu zittern aufhören.

Wir überholen Menschen, die mit vollen Einkaufstaschen durch die Straßen laufen und Hunde, die an Leinen zerren. Fahren an Läden vorbei, an Häusern und Kirchen, Laternen und Autos.

Wenn ich starr aus dem Fenster sehe und die Augen nicht bewege, sieht es aus, als wäre die Welt in Aquarell gemalt, verschwommen und blass.

Gesprächsfetzen dringen in meine Ohren, »... zur Seite rücken?« und »habe ich in den Nachrichten gelesen« und »erst nächste Woche Urlaub« und »... kurz mithelfen, bitte?« und dann sehe ich sie, sie hat blaue Augen, ziemlich blau und fast schon türkis. Sie sitzt am Fenster und hat ein Buch in der Hand. Sie liest nicht, sondern starrt hinaus, starrt in eine Aquarellwelt, verschwommen und blass. Ihre Haare, die unter der Kapuze des dicken Pullovers zum Vorschein kommen, sind schwarz, schwarz und schulterlang und leicht gewellt.

Sie sitzt am Fenster und starrt hinaus, während ich ungefähr drei Schritte vor ihr stehe und auf sie starre und mir vorstelle, wie sie die Aquarellwelt an uns vorbeiziehen sieht, verschwommen und blass.

Unter der Kapuze trägt sie Bügelkopfhörer. Hört sie Klaviermusik, die in ihren Ohren plätschert, oder Pop, hört sie Hörbuch oder Podcast, Rap oder Jazz, Indie, Hip-Hop, hört sie nichts? Trägt sie Kopfhörer, um den Lärm, die Menschen, die fluchen und lachen und flüstern und schreien, die Straßenbahn, die über die Schienen rollt, die rauschende Klimaanlage und die Töne aus Handys zu ertragen?

Als ich wieder aufsehe, treffen sich unsere Blicke.

Blaublaublau und braunbraunbraun.

Blau schwappt aus ihren Augen, wie Wasser, wie Meer,
umhüllt die Straßenbahn, alles ist in blau getaucht, ver-
mischt sich mit braun.

Blaubraunblaubraunblaubraun.

Ich drehe den Kopf. Zwingen mich aus dem Fenster zu star-
ren, auf die vorbeiziehenden Häuser und Autos, auf die
Aquarellwelt, aber alles ist in blau getaucht.

Blau ist althochdeutsch und heißt schimmernd und glän-
zend.

Wenn Licht mit einer spektralen Verteilung ins Auge fällt
und dabei die Wellenlängen im Intervall zwischen vier-
hundertsechzig und vierhundertneunzig Nanometern
dominieren, nimmt unser Gehirn den Farbreiz Blau wahr.
Es gibt unglaublich viele Begriffe, die blau beinhalten.

Blauaugenmaki

blaugefroren

Tabakblauschimmel

Blaukreuz

Blauwal

blauscheinlich

Blauschimmelkäse

kornblumenblau

Blauglockenbaum

blauäugig.

Als sie aus der Bahn steigt, schwimmt sie in den Men-
schen, die die Straßen entlanglaufen, in den Geräuschen
und Gerüchen der Stadt, sie lässt sich fallen in die Welt
aus Aquarell und wird selbst Teil davon.

Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien
Rotenturmstraße 27/5, 1010 Wien
office@kremayr-scheriau.at
www.kremayr-scheriau.at

ISBN: 978-3-218-01528-8
Copyright © 2026
by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien
Alle Rechte vorbehalten
Cover und Umschlaggestaltung: Tine Fischer
unter Verwendung von: shutterstock.com 400590211
Typografische Gestaltung und Satz: Ekke Wolf, typic.at
Lektorat: Isabella Eckerstorfer
Druck und Bindung: Finidr s.r.o., Tschechische Republik

© Kremayr & Scheriau 2026
Bitte beachten Sie die Sperrfrist bis 6. Oktober 2026!